"Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor(en): **Poeck, Wilhelm**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 21

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639279

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
25. Mai
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Maria Dutli-Rutishauser.

Meine Wiese.

Heute, als die Sonne schien,
Mußt' ich meine Augen schließen,
Daß ich still den ersten Schein
Und die Wärme konnt' genießen.

Und es wanderte die Seele
In Gedanken weit hinaus,
Wo ein blumig Feld sich schmieget
Um ein kleines stilles Haus.

Wo die gelben Blumen blühen,
Ersten Lenztags gold'ne Pracht —
Wo im frischen jungen Rasen
Frohe Jugend munter lacht.

— Goldengelbe Heimatwiese —!
Warum kommst du jedes Jahr
Wie ein Traum im frühen Lenze,
Mir zu zeigen, was einst war?

Wer weiß — ?

Ein Singen geht lenzlang über das Feld —
Die Mädchenscharen ziehen
Hinaus in des Frühlings duftiges Reich,
Sich freuend nach Winters Mühen.

Sie pflücken zum Kranze der Blumen viel,
Und drücken sie lachend ins Haar!
O Jugend, wie sind deine Lieder so rein,
Wie blicken die Augen so klar!

Wie flichst du, o Lenz, um die sonnige Stirn
Den Kindern das Kränzlein so bunt —
Wie machst du ihnen die Herzen so leicht
In seliger Maienstund! —

Wer weiß, wenn des Herbstes Feuer
Auf leeren Feldern glühn —
Wer weiß, wie viele der Kränzlein
Noch unverdorben blühn — ?!

„Robinsonland"

Ein Roman von Wilhelm Poeck.

9

Inzwischen hatte der Staatsanwalt einen ihm vom Oberkellner überreichten, soeben ins Bureau nachgeirrten Eilbrief erbrochen. Es war ein dickes Schreiben von fast amtlichen Aussehen. Er las mit höchstem Erstaunen, dann reichte er es seiner Frau, indem er mit einem unterdrückten Jauchzen der Stimme rief:

„Erdmute, hier wirkt eine höhere Fügung. Die Aktiengesellschaft ‚Phönix' bietet mir ihr juristisches Syndikat an."

Ohne ihren Mann anzusehen, erwiderte sie:

„Das ist ja sehr überraschend. Wirst du annehmen?"

„Vor einer Woche hätte ich nein gesagt, jetzt sage ich ja."

„Gottlob, Helmut, nun wird alles gut!" Nur mit aller Willenskraft konnte Frau Nautilius ein in ihr aufsteigendes befreiendes Schluchzen unterdrücken.

„Ein erfreuliches Ereignis?" fragte Edlessen. „Darf man Glück wünschen?"

„Ja, Sie dürfen, Herr Pastor. Ich scheide aus dem Staatsdienst und trete in eine private Stellung über."

„Das wird Ihrer Gesundheit sicherlich sehr dienlich sein, Herr Staatsanwalt. Und vielleicht auch —"

„Sie wollen wohl sagen: meinen Ansichten? Sie dürfen auch das. Ich bin von einem Druck erlöst. Ach, von welchem, wissen Sie nicht. Sollen's auch nie erfahren. Alles ist sehr eilig. Ich werde selbst nach Berlin fahren. Muß jedenfalls sofort nach Hause reisen. Aber nun fall ein Goldkopf springen. Diesmal müssen Sie, wenn Sie nicht ein beschworener Abstinenzler sind, ein Glas mit mir trinken."

„Champagner, Helmut? Wird er dir bekommen?" fragte Frau Nautilius ängstlich.

„Ich muß ihn haben. Ich war wieder vorm Zusammenbruch", raunte der Staatsanwalt ihr zu.

Pastor Edlessen erhob sich und sagte, das Ehepaar Nautilius mit forschenden und teilnehmenden Blicken betrachtend:

„Sie werden beide soviel zu besprechen haben, daß ich heute abend lieber nicht weiter stören will. Ich werde mich der Jugend, Ihrer und meiner, annehmen."

Damit verabschiedete er sich und schritt, wie er gekommen war, wieder durch das Gesumme des Kursaals hinaus. Es schwieg aufs neue, und alle Blicke und Lorgnetten gaben dem seltsamen Hyperboräer das Geleite.

Staatsanwalt Nautilius aber knüpfte noch am selben Abend, seiner sonstigen vornehmen und zurückhaltenden Art völlig zuwider, einige jener leicht herzustellenden Badebekanntschaften an und saß noch spät in der Nacht mit diesen und mit sehr vielen Flaschen Champagner zusammen an der Tafel. Er trank viel, weit mehr, als er in seiner lustigen Korpszeit geleistet hatte, war gesprächig, sogar witzig und machte sich über alles lustig, nicht zum wenigsten über diesen bäuerlichen Halligpastor mit Schmierstiefeln, Schiffermütze und Weltverbesserungsideen. Aber es war ihm, als säße, von seiner beurlaubten schwarzen Robe umhüllt, noch ein unsichtbarer Gast mit am Tisch und sähe, wenn er ins Glas blickte, gleichzeitig in sein Inneres. Und es kam ihm vor, als sei dieser sein gespenstischer Doppelgänger und der Gegenstand der spähenden Blicke sein ertrinkendes staatsanwaltliches Gewissen. Mit ähnlichen Gefühlen saß Frau Nautilius vor ihrem Champagner. Wie konnte ein neues Glück, das eheliche wie das der Kinder, aus einem Boden ersprießen, der mit Lügen und Unredlichkeit gedüngt war!

13.

Am nächsten Morgen machten sich die Folgen der großen Champagnerlibation beim Staatsanwalt in der jämmerlichsten Weise bemerkbar. Er konnte nicht aufstehen, war in allen seinen Entschlüssen wankend geworden und ging mit sich ins Gericht wie noch nie. Dafür aber handelte seine Frau. Sie setzte das Telegramm an die Aktiengesellschaft auf, das ihr Mann nach heftigstem Sträuben auch unterschrieb. Dietz mußte es sofort zum Postamt bringen. Dann las sie einen mit der Morgenpost eingegangenen an ihre Stadtadresse gerichteten Brief wohl zum zehnten Male durch. Er war von Güldenapfel und lautete:

„Verehrte gnädige Frau!

Inzwischen wird Ihrem Herrn Gemahl das betreffende Schriftstück zugegangen sein. Bei etwaigem Schwanken, das ich allerdings bei dem glänzenden Angebot kaum für möglich halte, rechne ich ganz auf Sie. Aber alles eilt! Unumgänglich nötig wird es ferner sein, daß Sie alle in der Sache vorhandenen sogenannten Beweisstücke in Ihre und später in meine Hände bringen, damit nicht später irgendein Unheil daraus erwächst. Ich erwarte also nach hoffentlich günstiger Erledigung Ihren Besuch."

Güldenapfel hatte recht: alles hatte Eile, allergrößte Eile! Es half nichts, die Bäderkur mußte, noch nicht einmal begonnen, wieder abgebrochen werden. Die Sachen, kaum ausgepackt, mußten wieder in die Koffer. Dietz und Lambert waren an Pastor Edlessen zu übergeben, der schon am Morgen mit der Tide nach Hallig Süderhörn zurück wollte. Frau Nautilius nahm sich nicht einmal die Zeit, Maikes Bekanntschaft zu machen. Eine rasende Unrast hatte sie gepackt. Wenn etwas dazwischen käme! Wenn ihr Mann noch in der zwölften Stunde anderen Sinnes würde! Aber was konnte nun noch geschehen, wo er das Telegramm unterschrieben hatte? Wenn nun auch noch diese fürchterlichen Beweisstücke in Fetzen, verbrannt oder sonstwie beseitigt waren, dann, ja dann erst waren sie alle wirklich gerettet.

Mit diesen Gedanken bestieg sie das Schiff, saß mit ihnen in der Bahn, trieb mit ihnen zum grenzenlosen Erstaunen der übrigen Hausbewohner, kaum in ihrem Heim wieder angelangt, am nächsten Tage ihren Mann zur Erledigung aller nötigen Schritte.

„Morgen früh wirst du also nach Berlin fahren, Helmut. Alles, was ich besorgen kann, mache ich hier in Ordnung. Nun ist noch die Mitteilung an den Polizeikommissar erforderlich. Die wird dir natürlich peinlich sein. Also diese Mitteilung übernehme ich, daß du damit einverstanden bist, von der Strafverfolgung abzusehen. Mit allem, was daran hängt und bammelt. Nicht wahr, du bist es doch?"

„Ich muß es ja sein, Erdmute. Ich kann ja nun nicht mehr zurück. Aber mir graut vor dem, was du von mir verlangst. Es ist doch — es sitzt mir hier, hier!"

Der Staatsanwalt schlug an seine Brust, und seine Augen flackerten.

„Es ist ein Irrwahn, was dort sitzt. Mach einen Spaziergang! Denk nicht mehr an die Geschäfte!"

Der Staatsanwalt verließ das Haus, aber sein Gewissen wanderte mit ihm.

Seine Frau erbat dann telephonisch den sofortigen Besuch des Polikommissars.

Der Polizeikommissar kam und vernahm von Frau Nautilius die überraschende Mitteilung, daß sein bisheriger Vorgesetzter ihn verlassen wolle, sowie dessen Entschluß, von jeglicher Strafverfolgung in der bewußten Sache abzusehen.

„Gottlob!" rief der wohlwollende Mann, „mit dieser Wendung ist die Angelegenheit erledigt. Denn, denken Sie, gnädige Frau, auch der Gendarm, der die Höhle entdeckte, hat sich völlig in Luft aufgelöst. Er war noch auf Probe und hat ganz plötzlich eine Stelle im Auslande angenommen. Sie muß sehr gut sein — aber kein Mensch weiß, wie er dazu gekommen ist."

Frau Nautilius hütete sich, ihre Mutmaßung über die plötzlichen geheimnisvollen Beziehungen des Gendarmen auch nur in das kleinste Wörtchen zu kleiden. Der Polizeikommissar schien es auch nicht zu erwarten, sondern fuhr fort: „Die Schriftstücke undsoweiter, alles bislang unregistriert, habe ich mitgebracht und lasse sie zur Verfügung des Herrn Staatsanwalts. Die beschlagnahmten Objekte gleichfalls, der Amtsdiener wird sie in einer Kiste gleich bringen. Ich empfehle mich einstweilen dem Herrn Staatsanwalt und hoffe, daß er in seiner neuen Stellung nicht so viel Gelegenheit zu amtlichen Verdrießlichkeiten und Gewissensbedenklichkeiten haben wird wie in seiner bisherigen."

Frau Nautilius geleitete den Polizeikommissar, dessen weitgehendes, ja gewagtes Vorgehen im Interesse ihrer Söhne sie sehr wohl begriff, mit heißesten Dankesworten zur Tür. Wieder ein Stein von der Seele. Da kam auch schon die Kiste! Nun mit Skalpzetteln, Würsten und Schinken, Weinflaschen und Schokoladepaketen zu Güldenapfel. Sofort! Alles mußte in die Hände des Mannes, der diese verwegene, fast nicht zu rettende Partie bisher mit solchem Geschick geführt hatte.

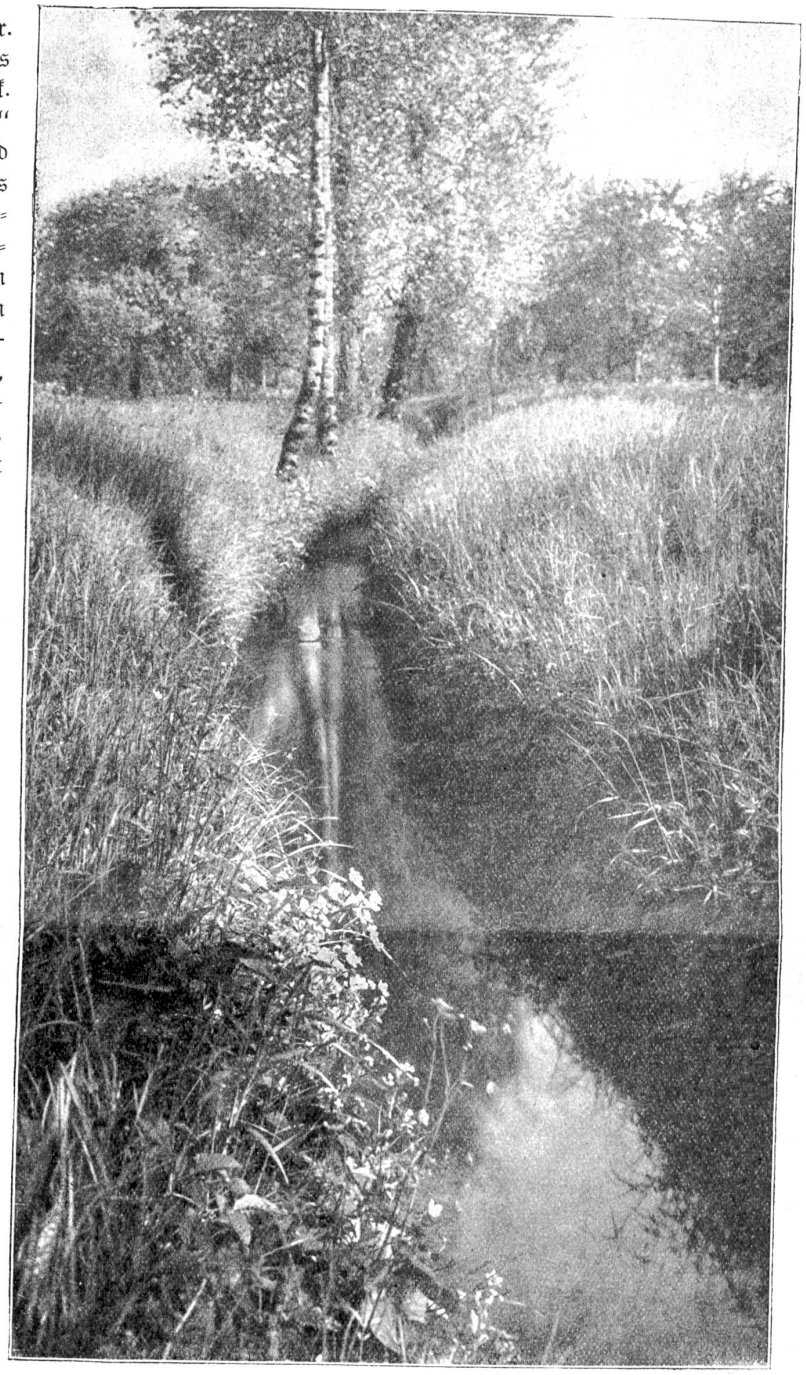
Als Güldenapfel das Paket mit den Beweisstücken in den Händen hielt, und die Kiste mit den verhängnisvollen Räucherwaren zu seinen Füßen stand, glitt ein Lächeln der Befriedigung um seine dicken Lippen.

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen", sagte er. Dabei machte er den Versuch, Frau Nautilius die Hand zu küssen, doch sie zog die ihre zurück. „Sie waren eine gute Sekundantin. Sehen Sie" — Güldenapfel zündete ein Streichholz an und hielt es an die Papierstücke — „so machen wir's mit diesen handschriftlichen Verrätern. Die fleischernen — hm, die schicke ich morgen zu Heinemann hinaus, nachdem ich den angeschnittenen Schinken durch einen täuschend ähnlichen heilen Zwillingsbruder ersetzt habe. Restitutio in integrum nennen das, glaub' ich, die Juristen. So, damit ist die Sache — wie diese Skalpzettel — Asche geworden. Und der Rest — über alles, was geschehen und gesehen ist — Schweigen! Nicht wahr, gnädige Frau?"

Frau Nautilius nickte und erhob sich zum Gehen.

„Bitte, bleiben Sie doch noch einen Augenblick, verehrte gnädige Frau. Sie sind angegriffen. Gestatten Sie mir" — Güldenapfel ging an einen Wandschrank, holte eine Flasche und zwei Gläser heraus — Ihnen eine kleine Stärkung anzubieten. Allerältester superfeinster Dry Madeira, wie ich ihn kaum mir selbst gönne. Aber heut ist ein Tag dazu. Lassen Sie uns anstoßen. O nein, ich will Sie zu keiner Trinkorgie verführen. Es ist mir ein wirkliches Herzensbedürfnis. Sie sind mir als Verbündete — ich hoffe, daß dies Verhältnis im stillen weiter unter uns bestehen bleibt, unserer Söhne wegen — nahe gekommen. Sie wundern sich vielleicht, daß ich wegen dieser Bagatellsache — im Grunde verdient sie ja keinen anderen Namen — einen so großen Apparat in Bewegung gesetzt habe. Ich hätte es vielleicht nicht getan, wenn ich nicht noch etwas anderes im Auge gehabt hätte, als meinen Schlingel von Peter vorm Gefängnis zu bewahren. Es ist ein Stück persönlichen Ehrgeizes mit im Spiel. Der Weg einer aufsteigenden Familie wäre durchkreuzt worden. Einer, die aus kleinsten Anfängen — ich leugne es durchaus nicht — und allerdings nur durch die Begünstigung des Glücks, durch die Macht des Geldes, durch die intelligenteste und raffinierteste Ausnützung aller Chancen des Kapitals in die Höhe gekommen ist. Was ein, hm, Parvenü aber nicht kaufen kann, ist das Blut, die Rasse, das traditionelle Ansehen der alten Familien. Infolgedessen muß er in eine hineinheiraten. Das soll mein Peter einmal. Dem Vermögen und Einfluß nach bin ich einer der ersten Männer hier. Aber nicht dem äußeren Ansehen nach. Diesen Flor soll mein Peter dem Namen Güldenapfel bringen, wie ich ihn der Firma geschaffen habe."

Frau Nautilius hatte mit Widerwillen Bescheid getan, aber den weiteren Ausführungen des Kaufmanns mit Spannung gelauscht. Ja, wie er sagte, so war's. Das Geld war die Macht geworden, die alles verschlang, alles Vornehme, wirklich Adlige und Altpatrizische unaufhaltsam in seinen schmutzigen Strudel hineinzog.



Wiesenbach. — Nach einer Photographie von E. Linck.

Ohne weitere Erörterung verließ sie, wieder wie damals durch den Privatausgang des Kontors, das Güldenapfelsche Haus.

Draußen, außerhalb des betäubenden Güldenapfelschen Zigarettenparfüms, atmete sie freier auf. Was Menschen tun konnten, was eine Mutter tun und wagen konnte und mußte, um ihre nicht unschuldigen, aber auch nicht schuldigen Kinder vor einer ganz unangemessenen, vernichtenden Strafe zu retten, war geschehen. Auf Kosten ihrer Ehre? Auf Kosten ihrer ehelichen Wahrhaftigkeit? Und nicht auch im letzten Grunde auf Kosten der bis dahin so stolzen und reinen Beamtenehre ihres Mannes

(Fortsetzung folgt.)